

ironische Prinzip auf die Form selbst über, entsteht eine Ironie zweiter Potenz, eine Ironie nicht nur gegenüber Inhalten, Erkenntnissen und Aussagen, sondern gegenüber der Form selbst. Diese Form der Ironie nennt man Parodie. Parodie ist bei Th. Mann nicht so sehr spielerischer oder spöttischer Zweifel am Erzählen und an der zugrunde liegenden Wirklichkeit des zu Erzählenden als die Möglichkeit des späten Erzählers gegenüber einer vorgegebenen Fabel. Dem „Joseph-Roman“, dem „Dr. Faustus“, dem „Erwählten“, dem „Hochstapler Felix Krull“ liegen vorgegebene Fabeln und Verhaltensmodelle zugrunde. Sie können nicht mehr biblisch, Hartmannisch oder Goethisch erzählt werden. Parodiert – nicht karikiert („Felix Krull“) und verspottet – wird das zugleich begnadete und kluge In-Spuren-Gehen der mythisch gründenden und von Th. Mann ins modern Psychologische umfunktionierten Joseph-Gestalt. Parodiert wird das typisch dämonisch deutsche Künstlertum im Dr. Faustus. Parodiert wird auch die Antinomie von Schuld und Gnade in der Gestalt des schicksalhaft schuldig gewordenen und märchenhaft erhöhten mittelalterlichen Mönchs Gregorius. Th. Manns Ironie ist eine hoch bewußte und intellektuelle Spätform des Erzählens. Seine Ironie will die Spannung zwischen Leben und Geist distanzieren, entschärfen, aushalten. Sie will zwischen den großen beiden Antipoden Nietzsches vermitteln, eine das Leben und seine Wirklichkeit bejahende Ironie sein.

Baumgart hat einen sehr bedeutenden Beitrag zur Analyse der ironischen Formen bei Th. Mann geleistet. Er zeigt sie sogar in den Essays. Daß Th. Manns Ironie dem Humor nahe steht (im Gegensatz zur mehr satirischen Ironie seines Bruders Heinrich Mann), hat Käte Hamburger ausdrücklich gezeigt (München 1965). Schade, daß Baumgart die wichtige Arbeit von Beda Allemann über „Ironie und Dichtung“ (Pfullingen 1956) in die Buchfassung seiner Studie nicht einbezogen hat. Die Frage gar nach der „Theologie der Ironie“, die E. Heller ausdrücklich stellt, lag, ebenso wie eine Beurteilung dieser Ironie, außerhalb Baumgarts Fragestellung.

P. K. Kurz SJ

FRICK, Sigisbert: *Heinrich Federer*. Aus seinem Leben und Werk. Eine Anthologie. Rex: Luzern 1966. 338 S. Lw. 15,80.

„Anthologie“ ist ein bescheidener Untertitel für diese repräsentative Auswahl von Erzählungen, Briefen und Gedichten zum 100. Geburtstag Heinrich Federers. „Kompendium“ wäre das rechte Wort für diesen geschlossenen Überblick, der dem Außenstehenden eine Ahnung vom Reichtum des befreienden Lebens innerhalb des katholischen Glaubens vermittelt und der dem Kenner Heinrich Federers Hilfen zu einem tieferen wissenschaftlichen Studium an die Hand gibt. – Wer die heilenden Kräfte kennt, die in einem ursprünglichen Erzählertalent für den ortlos und einsam gewordenen Menschen der modernen Massengesellschaft bereit liegen, wird dem Urteil Alois Stockmanns über Heinrich Federer zustimmen: „Die Wirkung mancher seiner Schriften auf die Leser glich denn häufig der des Priesterwortes.“

K. Neumeier SJ

BERGENGRUEN, Werner-SCHNEIDER, Reinhold: *Briefwechsel*. Hrsg. von N. Luise Hackelsberger-Bergengruen. Freiburg: Herder 1966. 157 S. Lw. 16,80.

Selten hat ein Briefwechsel die Größe und Bedeutung eines eigenen literarischen Werkes, so daß er Dokument der Dichtungsgeschichte wird und damit seine Herausgabe rechtfertigt. Der vorliegende ist erst vom Werk beider Briefschreiber her verständlich und gibt an manchen Stellen Erklärungen und Hinweise für dessen Deutung. Beide waren – wie es heute heißt – „engagierte“ Dichter, nicht weil sie das Engagement von vornherein als wesentlich für ihr Schreiben ansahen, sondern weil beide durch ihre Zeit und ihr Schicksal engagiert wurden. Bergengruen, der Balten-deutsche, der immer unterwegs ist, bis er Rom als neue und weitere Heimat findet. Reinhold Schneider, der lebenslang durch Krankheit und Lebensmelancholie, aber auch durch die Geschichte Europas Belastete, der Geschichte als Spannung von Macht und Gnade erfährt und zu deuten versucht. 1933 begegnen sich beide zum ersten Mal. Bis 1942 sind nur Ber-

gengruens Briefe erhalten. An Schneiders 50. Geburtstag schenkt der zehn Jahre ältere Bergengruen das „Du“ der Freundschaft. Beide tauschen ihre Werke aus. Die Reflexe der Tyrannie, des Krieges, der Ausbombung, der Heimatlosigkeit, Ende und neuer Anfang zucken durch die Briefe. Der gemeinsame religiöse Glaube ist Halt und in allem immer wieder neuer Auftrag.

Heutige Leser, die nicht mehr Zeitgenossen

der beiden Briefschreiber waren, werden oft lesen – und doch nicht verstehen. Ein Drittel des Buches sind Reden und Aufzeichnungen Bergengruens über Reinhold Schneider, ein Essay Schneiders über Bergengruen, ein Nachwort der Herausgeberin über beide und sehr knappe biographische und bibliographische Anmerkungen. Erst einem Leser, der die Werke beider Briefschreiber gut kennt, wird ihr Briefwechsel ergiebig sein. *H. Krentz SJ*

Soziologie

HOEFNAGELS, Harry: *Soziologie des Sozialen*. Einführung in das soziologische Denken. Essen: Driewer 1966. 285 S. Kart. 14,80.

In der richtigen Erkenntnis, daß es keine bessere Einleitung in eine Wissenschaft gibt, als mit den Einzuführenden jene Wissenschaft sogleich zu treiben, hat H. ein Werk geschrieben, das mehr ist als eine Einführung. Die Fachsprache in Allgemeinverständlichkeit ummünzend, die unumgängliche Auseinandersetzung mit der französischen (Hoefnagels ist Schüler Raymond Arons), amerikanischen und deutschen Soziologie (Schelsky, Dahrendorf und die Frankfurter Schule) in die ausführlichen Anmerkungen verweisend, gibt Hoefnagels wie nebenbei einen Überblick über den Stand der gegenwärtigen Soziologie, indem er vor allem darstellt, was er selbst als eigentlichen Gegenstand der Soziologie versteht, „das Soziale“, und indem er in der Reflexion auf diese Darstellung seine eigene Methode demonstriert: „Daß wir nicht gezwungen waren, zwischen individualisierender oder generalisierender und zwischen wertfreier und wertender Wissenschaft zu wählen“. Vielmehr – und damit befindet sich Hoefnagels in Übereinstimmung mit der gegenwärtig philosophisch haltbaren Methodenlehre – ist er von dem Gedanken ausgegangen, „daß nur der Versuch, das zu studierende Objekt in den Griff zu bekommen, lehren kann, mit welchen Methoden man sich ihm nähern muß“ (246). Die Fülle der Einsichten in die soziale Wirklichkeit, die uns

Hoefnagels vermittelt, spricht sowohl für seine Methode wie dafür, daß er im „Sozialen“, wie er es versteht, in der Tat das Schlüsselobjekt der Soziologie erfaßt hat. So vage und umstritten Definitionen des „Sozialen“ auch ausfallen mögen, die gemeinte Wirklichkeit entfaltet er mit überraschender Deutlichkeit etwa in den Kapiteln „Die dem Sozialen eigene Entwicklung“, „Macht und Recht“, „Gruppenbildung und Gemeinschaftsleben“, „Das Problem der menschlichen Umgangsformen“, „Soziale Ungleichheit und gesellschaftliche Gleichwertigkeit“, „Freiheit und soziale Gebundenheit“. Wer wissen will, wie sehr das Soziale unser Leben bestimmt, und wie die Einsicht in diese Tatsache unseren Alltag zum Besseren hin verändern kann, dem sei dieses Werk empfohlen, das H. J. Helle als Fachmann mustergültig aus dem Niederländischen übertragen hat.

G. Schiwy SJ

BAHRDT, Hans Paul: *Wege zur Soziologie*. München: Nymphenburger Verl. 1966. 294 S. (Sammlung Dialog. 10.) Paperb. 14,80.

Der Ordinarius für Soziologie in Göttingen legt diese aus einer Fernsehvorlesung entstandene „Soziologie für Nichtsoziologen“ (16) vor, damit der Laie „richtig soziologisch fragen kann und sich durch die richtige Art des kritischen soziologischen Fragens besser in der sozialen Umwelt orientieren kann“ (19). Vorbildlich exemplifiziert Bahrtd dieses